

DIETER KNALL

Das Diasporawerk in der Kirche

Versuch einer Standortbestimmung

Ein so formuliertes Thema anlässlich einer Bundesversammlung des Martin-Luther-Bundes (MLB) zu bedenken, signalisiert zumindest, daß es gegenwärtig gar nicht mehr leicht fällt, Stellenwert und Standort eines evangelischen Diasporawerkes inmitten der Vielfalt kirchlicher Aktivitäten plausibel und eindeutig zu definieren. Das gilt in gleicher Weise neben dem MLB auch für das Gustav-Adolf-Werk (GAW). Manchem Betrachter erscheinen beide Diasporawerke in unseren Tagen wie eratische Blöcke aus dem vorigen Jahrhundert, die zwar historische Ehrwürdigkeit für sich beanspruchen können, ansonsten aber als überholt und nicht mehr aktuell gelten. Stimmt diese Einschätzung oder lassen sich nach rund 150 Jahren Diasporaarbeit für das GAW wie für den MLB weiterhin Gesichtspunkte ins Treffen führen, die ihre Existenzberechtigung erhärten? Ich gehe chronologisch vor und mache Anmerkungen 1. zur historischen Entwicklung, 2. zur gegenwärtigen Lage und 3. zu künftigen Perspektiven.

1. Zur historischen Entwicklung

Die evangelische Diasporaarbeit verdankt sich einer besorgniserregenden Beobachtung und dem Bemühen, einer erkannten Fehlentwicklung zu steuern. Im Fall des Gustav-Adolf-Vereins (GAV) war es die Beobachtung des Leipziger Superintendenten Christian Gottlob Leberecht Großmann Anfang der 30er Jahre des 19. Jahrhunderts, daß evangelische Glaubensgenossen in eine hoffnungslose Diasporasituation geraten waren. Durch ein Prager Hofdekret wurde die grenzüberschreitende seelsorgerliche Versorgung der evangelischen Minderheit in und um Fleißen (heute: Plesná in der CSFR) unterbunden. Der Pfarrer aus dem nahegelegenen Bad Brambach durfte nicht mehr diesseits der Grenze in Böhmen wirken und die Evangelischen nicht mehr jenseits der Grenze in Sachsen die Gottesdienste besuchen und Amtshandlungen in Anspruch nehmen. Auf sich selbst gestellt und allein gelassen, wären diese in der Zerstreung und unter überwiegend katholischer Bevölkerung lebenden Evangelischen der allmäh-

lichen Glaubensentfremdung preisgegeben gewesen. Daher schlug Großmann vor, ihnen Glaubenshilfe – im doppelten Sinn der Wortbedeutung: Hilfe für ihren Glauben durch Glaubensgenossen – zukommen zu lassen. Anlässlich der geplanten Feierlichkeiten zum zweihundertsten Todestag König Gustav Adolfs II. von Schweden – gefallen in der Schlacht bei Lützen am 6. November 1632 – sollte nicht nur ein ehernes Denkmal in Lützen errichtet, sondern auch etwas dem Leben Dienendes geschaffen werden. Vorgeschlagen wurde eine Aktion zur Unterstützung hilfsbedürftiger Glaubensgenossen – ganz im Sinne König Gustav Adolfs – nunmehr freilich nicht mit Waffen der Gewalt, sondern mit Gaben der Liebe zur geistlichen Stabilisierung evangelischen Glaubens. Beim lutherischen Gotteskasten, wenige Jahre später, waren es die nach Amerika ausgewanderten Glaubensgenossen, denen geistliche Hilfe zuteil werden sollte, damit sie ihres Glaubens nicht verlustig gingen.

Die Nöte waren wohl erkannt, aber die evangelische Kirche in ihrer landeskirchlichen Gestalt unter landesherrlichem Kirchenregiment sah sich im 19. Jahrhundert nicht in der Lage, den eben skizzierten Herausforderungen als Institution begegnen zu können. Vereine durchbrachen vielmehr die Barriere der Abhängigkeit vom landesherrlichen Kirchenregiment und nahmen in Angriff, was im Lichte des Evangeliums als unausweichliche Aufgabe deutlich wurde. Männer und Frauen, dann aber auch Studenten und Schüler schlossen sich zusammen, um der geistlichen Not in der Diaspora zu wehren. Die Aufgabe war allgemein einleuchtend und ihre biblisch-theologische Begründung überzeugend. Der Centralleitung des Evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung in Leipzig traten alsbald Hauptvereine mit Zweig- und Ortsvereinen zur Seite, die sich ihrerseits als Vertretung der Diasporaarbeit einzelner Landeskirchen verstanden und als solche auch satzungsgemäß dem Gesamtwerk eingegliedert wurden. Auf diese Weise entstand schon im vorigen Jahrhundert ein Netz der Diasporaarbeit, das alle deutschen Landeskirchen umschloß und sie erstmals in der Geschichte zu gemeinsamem Handeln vereinte und befähigte.

Man kann den GAV mit seiner die reformatorischen Kirchen umspannenden Arbeit zurecht als einen Vorläufer der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) bezeichnen. Ähnliches gilt für den MLB, der sich aus dem Zusammenwachsen einzelner lutherischer Gotteskasten und Martin-Luther-Vereine ebenfalls schon im 19. Jahrhundert formierte, schließlich zum Diasporawerk der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD) entwickelte und seine Arbeit bewußt in lutherischen Kirchen und für sie entfaltete. Vielleicht ist es wichtig, an dieser Stelle einzuflechten, daß auch die Wiege der Gustav-Adolf-Arbeit im Raum

lutherischen Kirchentums stand, der Name aus lutherischer Tradition erwachsen ist, die Centralleitung im Bereich einer lutherischen Kirche, nämlich in Leipzig, angesiedelt wurde (übrigens „für ewige Zeiten“, wie die Vorväter festgelegt hatten) und auch die Arbeit des GAV in seiner 158-jährigen Geschichte überwiegend lutherischen Diasporakirchen zugute kam.

Indem lutherische, reformierte und unierte Kirchen im GAV gemeinsam ihre Bereitschaft und Offenheit zur Diasporaarbeit bekundeten, kann diese Tätigkeit auch als ein Vorläufer im Sinn und Geist der Leuenberger Konkordie (1973) begriffen werden. Bedauerlicherweise ist in der Geschichte auch manch ein Zwist unter den beiden Diasporawerken im deutschen Protestantismus durchzustehen gewesen und gelegentlich hat Konkurrenzdenken das Miteinander belastet, weder zu Nutz und Frommen der Diasporawerke selbst, noch ihrer Arbeitsfelder. Unbestritten blieb jedoch, daß die Landeskirchen in den Diasporawerken das Instrument ihrer Diasporaarbeit erblickten. Ähnlich verhielt es sich mit den ebenfalls im 19. Jahrhundert entstandenen Vereinen für Innere und Äußere Mission, auf deren Entwicklung und überregionale Zusammenschlüsse ich hier nicht weiter eingehen kann. Mit dem Ende des landesherrlichen Kirchenregimentes 1918 begann eine Entwicklung, die in der Folge nach dem Zweiten Weltkrieg auch für die historischen Diasporawerke eine völlig neue Situation heraufführen sollte. Wie sieht diese Situation heutzutage aus?

2. Zur gegenwärtigen Lage

Hatte sich Diasporaarbeit mit dem Gewicht ihrer historischen, durchaus positiv zu wertenden Tradition im Rahmen der überkommenen Werke (GAV und MLB) auch in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen behaupten können – wobei die Arbeit insbesondere in den von Deutschland abgetrennten Gebieten neu geordnet werden mußte, die Centralleitung des GAV in Leipzig nach Überwindung der Inflationszeit mit ihren schlimmen Auswirkungen erst einmal wieder Boden unter die Füße bekommen mußte, um sich dann weiterhin als gesamtdeutsches Koordinierungsinstrument einer geregelten Diasporafürsorge bewähren zu können – so versank im Zuge der Folgen des Zweiten Weltkrieges u. a. auch vieles von den sichtbaren Früchten evangelischer Diasporaarbeit buchstäblich in Schutt und Asche. Dazu gehört beispielsweise die blühende Diasporaarbeit in der einstigen Evangelischen Kirche Rußlands bzw. in der Sowjetunion bis zu Beginn der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts; ist es ein Zufall, daß ihr letzter Bischof, Arthur Malmgren, ausgerechnet in Leipzig begraben liegt?

Ähnlich Trauriges muß von der Diasporaarbeit in Bessarabien, in der Dobrudscha, in der Bukowina, in Galizien, in Wolynien und anderswo gesagt werden; schließlich ist auch im Blick auf Jugoslawien, Ungarn, die Tschechoslowakei und Polen zu beklagen, daß durch die Vertreibung der deutschen Bevölkerung Unersetzliches an fruchtbarem Zusammenleben und Zusammenwirken unter den Völkern verloren gegangen ist, was heute vielfach schon wieder bedauert wird. Hat nicht eine Diasporaarbeit, die über Grenzen von Nationalitäten hinauswirkte, zur Völkerverständigung beigetragen, indem sie gewachsene völkische Identitäten respektierte und zum geistlichen Motor dafür wurde, daß Gott in vielerlei Zungen gepriesen werden konnte?

Die schier unüberwindbare Nachkriegsgrenze mitten durch Deutschland fügte auch den Diasporawerken selbst unermeßlichen Schaden zu, indem ihre ebenfalls zwangsläufige Teilung in Ost und West erhebliche Kräfte absorbierte, um zunächst einmal die internen Probleme bis hin zu den Fragen der rechtlichen Gestalt und Gestaltung ihrer Arbeit zu bewältigen. Auch schon vor dem Mauerbau (1961) mußte die Arbeit – jedenfalls des GAW – losgelöst von der alten Mutterzentrale in Leipzig unter den Westbedingungen neu organisiert werden. Das „Lutherische Hilfswerk der verbündeten Gotteskastenvereine“, seit 1932 unter dem Namen MLB in die Geschichte eingegangen, hatte nicht mit den gleichen Schwierigkeiten zu kämpfen, da seine „Hauptstelle der evangelisch-lutherischen Diasporapflege“ schon Ende der zwanziger Jahre von Leipzig nach Erlangen verlegt worden war und sich daher in der Bundesrepublik Deutschland befand. Im GAW (West) erwies es sich zunächst als schwierig, die sogenannten Hauptgruppen innerhalb der einzelnen Landeskirchen ohne die frühere Koordinationstätigkeit der alten Leipziger Zentrale zu gemeinsamem Handeln zusammenzufassen. Vielmehr begannen die der zentralen Leitung verlustig gegangenen Hauptgruppen auf eigene Faust und dann oft nach sehr persönlichen Gesichtspunkten ihrer jeweiligen Vorsitzenden Diasporaarbeit zu betreiben. Die Aufsplitterung in eine Vielzahl von Minidiasporawerken und die damit heraufbeschworene Gefahr, letztlich der Bedeutungslosigkeit anheim zu fallen, war umso größer, als in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg neue vitale Aktivitäten ins Leben traten, die ihrerseits ebenfalls die Verpflichtung zur Obsorge für Minderheiten als geistliche Herausforderung entdeckten und Diasporaarbeit wahrzunehmen begannen.

Ich meine damit ebenso den Lutherischen Weltbund (1947 in Lund gegründet) wie den Ökumenischen Rat der Kirchen (1948 in Amsterdam zustande gekommen), aber auch die entsprechenden deutschen Ableger wie etwa den deutschen Hauptausschuß des Lutherischen Weltdienstes

und andere Aktivitäten wie die Innere Mission und das Hilfswerk der EKD, die zum Diakonischen Werk zusammengefaßt wurden, unter dessen Dach das ökumenische Notprogramm „Kirchen helfen Kirchen“ zur Entwicklung gelangte, dann die Aktion „Brot für die Welt“ (erster Aufruf 1959 durch den Rat der EKD und die evangelischen Freikirchen Deutschlands). 1960 wurde die „Arbeitsgemeinschaft Dienste in Übersee“ gegründet, 1961 beschloß der Rat der EKD einen Ausschuß für Fragen der Entwicklungshilfe zu bestellen, dem ein Jahr später 1962 die Bildung der „Evangelischen Zentralstelle für Entwicklungshilfe e. V.“ zu verdanken ist. 1963 trat die „Evangelische Arbeitsgemeinschaft für Weltmission“ als weiterer ökumenischer Dienst ins Leben. Gewiß muß in diesem Zusammenhang auch das Kirchliche Außenamt der EKD (jetzt Hauptabteilung III des Kirchenamtes der EKD in Hannover) genannt werden.

Ohne eine Vollständigkeit der Aufzählung von diakonisch-missionarischen Aktivitäten auch nur annähernd erreicht zu haben oder in Anspruch nehmen zu wollen, erweist sich das Feld ökumenischer, d. h. grenzüberschreitender Tätigkeiten, in dem auch die Diasporawerke anzusiedeln sind, heute als nahezu unüberschaubar. Hinzu kommt, daß so gut wie alle Landeskirchen ihrerseits mittels eigener Kanäle ökumenisch wirken. „Das Vergolden der eigenen Spuren“ (ein Ausdruck von Oberkirchenrat Dr. Dummler) ist zur großen Versuchung landeskirchlicher Repräsentanten in Führungspositionen anlässlich ihrer Reisen geworden, wozu die deutsche Kirchensteuer nahezu unbegrenzte Möglichkeiten eröffnete.

Angesichts solcher Vielfalt kirchensteuergestützter Aktivitäten im Raum der EKD und der kirchlichen Weltverbände, deren ökumenische Tätigkeiten sich im Sinn von Zeugnis und Dienst gegenseitig auch überschneiden, nimmt sich die traditionell auf Spendengelder angewiesene Arbeit der Diasporawerke bescheiden aus. Sie veranlaßt bei der jüngeren Pfarrergeneration nicht selten die Frage nach Sinn und Existenzberechtigung der alten Diasporawerke in einer neuen Zeit. Gustav-Adolf-Werk und Martin-Luther-Bund sehen sich unter den gegenwärtigen Verhältnissen herausgefordert, nach ihrem Proprium zu fragen und gleichzeitig zu versuchen, den eigenen Standort inmitten der Vielfalt ökumenischer Diakonie zu bestimmen.

3. Die künftigen Perspektiven

Warum bleibt es sinnvoll, die Arbeit der historischen Diasporawerke für nicht überholt zu erachten und unter den Bedingungen von heute und

morgen aus guten Gründen fortzusetzen? Zweifellos wird es in Zukunft noch nötiger sein, daß alle Aktivitäten ökumenischer Diakonie miteinander unterwegs bleiben, d. h. sich gegenseitig laufend und zuverlässig informieren, ihre Vorhaben untereinander absprechen (also koordinieren) und die Zusammenarbeit suchen (also kooperieren). Aus dem vorigen Jahrhundert hat das GAW – damals zur internen Arbeitsabwicklung – die jährliche Herausgabe von sogenannten Unterstützungslisten, heute Projektkatalog genannt, in unsere Zeit übernommen und zahlreiche Nachahmer gefunden. Dadurch können Information und Koordination ermöglicht werden.

Auch wenn die Landeskirchen sich ihrer Diasporawerke gegenwärtig keineswegs ausschließlich bedienen, um Diasporaarbeit sicherzustellen, vielmehr andere der heute zahlreich angebotenen Kanäle zur Abwicklung ökumenischer Aufgaben, darunter auch zur Unterstützung von Minderheiten, benutzen, sollten unsere Diasporawerke sich ihrer Mission auch in Zeiten wie diesen bewußt bleiben. Sie sollten vor allem die Basisarbeit nicht aufgeben, sondern trachten, in unseren evangelischen Gemeinden das geistliche Anliegen der Diasporaarbeit offen zu halten, wie es klassisch in dem von Lukas überlieferten Wort Jesu an Petrus aufklingt: „Ich habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre und wenn du dermaleinst dich bekehrst, so stärke deine Brüder“ (Lk 22,32).

Unsere volkskirchliche Situation darf uns nicht zum Ruhen und schon gar nicht zum Einschlafen auf dem Kirchensteuerpolster (Kissen) verführen. Kirche lebt immer noch und auch in Zukunft von Menschen, denen aufgegangen ist, was Jesus für sie getan hat. Dieses „pro nobis“ spielt in Luthers Theologie und Denken eine ganz entscheidende Rolle. Mit der Bekehrung zu Jesus hängt die Stärkung der Brüder zusammen. Darum haben unsere Diasporawerke und ihre Arbeit wesensmäßig Anteil an der inneren und äußeren Mission der Kirche. Die den Diasporawerken von Gemeindegliedern zum Weiterreichen anvertrauten Gaben verstehe ich so, wie Paulus das bewegend von der Geldsammlung in Korinth für die Gemeinde in Jerusalem beschrieben hat: „... sie ergaben sich selbst zuerst dem Herrn und danach uns, nach dem Willen Gottes“ (II Kor 8,5). Darum kann Paulus staunend feststellen: „Sie haben nach Kräften und sogar über ihre Kräfte willig gegeben“ (II Kor 8,3). Diese zutiefst geistlichen Zusammenhänge müssen wir als Diasporawerke in unseren Kirchen und für sie offenhalten. Unsere Werbung für die Diaspora ist zugleich immer und notwendig Ruf in die Nachfolge Jesu im Hören auf sein froh und freimachendes Wort des Evangeliums. Nur indem wir unter diesem Blickwinkel unsere Aufgabe begreifen und wahrnehmen, gewinnen wir jenen

Standort, der uns inmitten aller anderen Aktivitäten getrost und so überzeugend wirken läßt, daß unsere Diasporawerke als unverzichtbarer Teil des Kirchenganzen entdeckt werden und anziehend bleiben.

Es gibt auch in der gegenwärtigen Situation keinen Grund für Minderwertigkeitskomplexe. Im Gegenteil, die Basisarbeit der Diasporawerke dient auch anderen Aktivitäten, die in unserer Kirche vielleicht nur kirchensteuermäßig verankert sind. Die Qualität kirchlicher Arbeit wird letztlich immer an ihrer Einbettung in die biblischen Verheißungen und Aufträge in der Nachfolge Jesu gemessen. Der lange Weg unserer Diasporawerke durch die Geschichte hat Segensspuren Gottes offenbar werden lassen. Neben Erfahrungen, die als Frucht der Arbeit greifbar bleiben, ist den Diasporawerken angesichts ihrer verlässlichen Arbeit durch gute und schlechte Zeitläufte unserer Geschichte Vertrauen zugewachsen, mit dem ebenso verantwortlich wie sensibel umzugehen ist.

Lassen Sie mich zum Schluß thesenartig einige Sätze als Anregung zum Nachdenken über unsere Diasporaarbeit anfügen:

1. Diasporaarbeit, die im biblischen Zeugnis ihren Grund und Auftrag sieht, ist im Zeitalter der Ökumene als Zurüstung evangelischer Minderheiten mit dem Evangelium zum Dienst und Dialog in einer anders geprägten Umwelt nötiger und dringender denn je zuvor.

2. Diasporaarbeit nach evangelischem Verständnis wendet sich gegen keine andere Konfession oder Gesellschaftsgruppe. Sie will die eigenen Glaubensgenossen in der Zerstreuung „diasporafest“ machen, d. h. nicht nur Kirchen, sondern „Kirche“ bauen.

3. Diasporaarbeit gilt evangelischen Minderheiten, die sich heute nicht allein der römisch-katholischen Kirche gegenüber sehen, sondern abgesehen von christlichen Konfessionen und anderen Religionen, vor allem (darin sehe ich eine deutliche Akzentverschiebung) dem Indifferentismus (einer Gleichgültigkeit bis in die eigenen Reihen), Säkularismus und Atheismus.

4. Diasporaarbeit geschieht in partnerschaftlicher Gemeinschaft mit Kirchen und Gemeinden innerhalb und außerhalb der eigenen Grenzen, d. h. immer in und aus einer Gesamtverantwortung („Kirchturmpolitik“ ist keine Möglichkeit evangelischen Verhaltens).

5. Diasporaarbeit ermutigt evangelische Minderheiten zu verantwortlicher Lebensgestaltung aus der Kraft des Evangeliums, ohne sich in deren

innere Angelegenheiten einmischen zu wollen, weil die jeweilige Verantwortung nur vorort wahrgenommen werden kann.

6. Diasporaarbeit bleibt Basistätigkeit. Sie weist eine persönliche Note auf und lebt von den Gaben (Charismen und Opfergaben) der Glieder am Leibe Christi.

7. Diasporaarbeit ist immer auch Dienst an der eigenen Kirche. Sie wird durch Geben nicht ärmer, sondern entdeckt sich zugleich als die Empfangende (sie profitiert von den Diasporaerfahrungen anderer für ihre eigene Existenz), wobei es unterschiedlich akzentuierte Diasporafelder gibt (neben konfessioneller Diaspora auch völkische Diaspora, ideologische Diaspora, Diaspora in der säkularen Welt des Indifferentismus und natürlich Mischformen aller Art).

8. Diasporaarbeit ist das Schlüsselwort für die Kirche von morgen. In Zukunft werden alle Kirchen darum ringen müssen, ihre eigenen Glieder „diasporafest“ und „dialogfähig“ zu machen, also ökumenisch mündig.

Es gibt keine andere Ursache, Kirche zu bauen, als daß die Christen zusammenkommen, beten, Predigt hören und Sakramente empfangen können.

Martin Luther